

»Stockentenpaare bleiben ein Leben lang zusammen, wie Sie vielleicht wissen.«

»Ja, davon habe ich gehört«, sage ich. »Wirklich rührend.«

»Jedenfalls hoffen wir alle, dass es im Frühjahr Küken gibt.« Er steht auf.

»Küken?«

Er nickt. »Na ja, die beiden sind jetzt schon seit fünf Jahren zusammen, und man sollte doch meinen, dass sie irgendwann die Ehe vollziehen.«

Ich muss erneut grinsen.

»Also, falls Sie Henrietta sehen, sagen Sie mir Bescheid. Ich wohne vier Boote weiter.«

»Ach«, sage ich, denn ich erinnere mich an den üppigen Garten, an dem ich am Vorabend vorbeigegangen bin. »Dann haben Sie wohl all die schönen Blumen gepflanzt.«

»Nein«, winkt er ab. »Der Garten gehört meiner Mutter. Meine Eltern wohnen in dem Hausboot nebenan. Ich bin hier auf dem Steg aufgewachsen.« Einen Moment lang wirkt er nachdenklich. »Ich war lange Jahre fort, aber als das Hausboot nebenan letztes Jahr zum Verkauf stand, habe ich es kurzerhand erworben.« Sein Blick geht ins Leere, als würde er sich vor Augen führen, wie alles vor fünfzig Jahren aussah. »Als ich fortgegangen bin, habe ich mir geschworen, nie wieder zurückzukehren. Aber ich nehme an, so denken alle Achtzehnjährigen, nicht wahr?« Er zuckt die Schultern. »Wenn ich eins gelernt habe, dann, dass die Zeit einen alles gnädiger betrachten lässt.« Sein Blick fällt auf die Blumenkübel auf dem Hausboot seiner Eltern. »Wie auch immer, Heimat ist Heimat. Es ist der Ort, wo man hingehört.«

Ich nicke zögerlich und denke an meine Heimat. Ich bin schon seit Jahren nicht mehr in Kansas City gewesen. Die Erinnerung an den Grund dafür schmerzt mich, und ich verscheuche sie wie eine lästige Fliege. Und New York – nein, das ist auch nicht mehr meine Heimat. Ich bin nirgendwo mehr verankert.

»Aber ich hätte ohnehin zurückkommen müssen«, fährt Jim fort. »Meinen Eltern geht es nicht so gut. Meine Mutter hat sich letzten Herbst die Hüfte gebrochen. Inzwischen läuft sie wieder, aber sie ist gebrechlich. Und mein Vater, na ja, er wird immer vergesslicher. Er hat gute und schlechte Tage.«

»Das tut mir leid«, sage ich und muss an meine eigenen Eltern denken. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil eine Mauer des Schweigens zwischen uns entstanden ist. Es war nicht ihre Schuld. Aber ich habe einfach irgendwann ihre Stimmen nicht mehr ertragen, ihre Gesichter, in denen sich mein Schmerz spiegelte. Wir haben sie in Kansas besucht, in dem Sommer, bevor ... Ich schließe kurz die Augen und sehe, wie Ella in der feuchtwarmen Abendluft herumhüpft und versucht, Glühwürmchen zu fangen. »Schau mal, Mama«, quiekt sie und kommt freudestrahlend auf mich zugerannt. »Ich hab eins gefangen! Wie sollen wir es nennen?«

Ich lächele und gehe mit ihr ins Haus. Ich nehme ein altes Einmachglas aus dem

Küchenschrank und zeige ihr, wie man ein ordentliches Glühwürmchenhaus baut: Wir legen ein paar Blätter und kleine Zweige in das Glas und stechen mit einem Steakmesser Löcher in den Metalldeckel, damit der kleine Kerl genug Luft bekommt.

Ella drückt ihre Nase an das Glas. »Können wir es mit nach New York nehmen?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, Liebes«, sage ich sanft. »Es gehört hierher.«

Mehr brauche ich ihr nicht zu erklären. Sie versteht es sofort.

Ella versteht so viel mehr als andere kleine Mädchen in ihrem Alter. Ich seufze bei der Erinnerung an diesen wunderbaren Sommerurlaub, an James und an meine Eltern, die extra für Ella, ihr einziges Enkelkind, eine Schaukel in ihrem Garten aufgestellt hatten. Ich schüttele den Kopf. Nein, ich konnte ihnen nicht mehr in die Augen sehen. Und schließlich bin ich einfach nicht mehr ans Telefon gegangen, wenn sie anriefen. Irgendwann habe ich ihnen einen Brief geschrieben und ihnen versprochen, dass ich mich melde, wenn ich so weit bin. Dass ich aber noch nicht weiß, wann das sein wird.

Jim schaut Haines an und lächelt. »Jedenfalls tut es gut, sich um sie zu kümmern.«

»Ja«, sage ich vage.

»Und Sie?«, fragt er. »Wo sind Sie zu Hause?«

Ich schaue in die Ferne, als könnte ich jenseits der Skyline von Seattle meine Wohnung in Manhattan sehen. Dann wende ich mich Jim wieder zu. »Ich habe an vielen Orten gewohnt.«

»Aha.« Seine Augen funkeln. Er scheint zu verstehen. Vielleicht hat er auch seine Geheimnisse. »Also, hier wird es Ihnen gefallen.«

»Das hoffe ich«, sage ich. »Übrigens, gibt es hier in der Nähe einen Supermarkt?«

Jim nickt und zeigt zu der Straße am Ufer. »Pete's Market«, sagt er. »Ein paar hundert Meter die Straße runter. Den gibt's schon, seit ich denken kann. Da bekommt man auch guten Wein. Im Übrigen, wenn Ihnen mal was ausgegangen ist – Brot, Eier, Milch oder so –, kommen Sie einfach vorbei. Wir helfen uns hier gegenseitig gern aus.«

»Danke.« Ich schaue auf den See hinaus, dann zur Straße hoch. »Es war schon dunkel, als ich gestern angekommen bin, ich habe noch keinerlei Orientierung. Was ist von hier aus denn noch zu Fuß erreichbar?«

»Gleich dort den Hügel hoch auf der East Lake ist das beste Café von Seattle, und dann gibt's noch das Serafina, ein italienisches Restaurant.«

»Klingt gut«, sage ich. Wenn James mitgekommen wäre, hätte ich das längst im Voraus herausgefunden und für den Abend einen Tisch reserviert.

»Ja, hier gibt es alles, was das Herz begehrt.« Jim wendet sich wieder Haines zu, der unserem Gespräch aufmerksam lauscht. »Also, ich mache mich dann mal wieder auf die Suche«, sagt er und zieht ein Stück Brot aus der Hosentasche. »Ihr Lieblingsfutter: trockenes Ciabatta.«

»Viel Glück bei der Suche«, sage ich. Haines legt den Kopf schief, als würde er jedes Wort verstehen.

Jim nickt. »Heute Nachmittag komme ich vorbei und bringe das Boot zurück zu meiner Rampe.«

»Ach, das eilt nicht«, erwidere ich. »Es stört mich nicht. Sieht doch ganz hübsch aus.«

Er kratzt sich am Kopf. »Wenn's Ihnen nichts ausmacht.«

»Ganz bestimmt nicht.«

»Die *Catalina* hat eine interessante Geschichte.«

Ich stutze. Dann fällt mir das Gemälde ein. »*Catalina?*«

Er grinst.

»In meinem Hausboot hängt ein Bild ...«

»Ja«, sagt er, und seine Augen funkeln. »Also dann. Man sieht sich.«

*Penny**Seattle, 8. Juni 1959*

**D**exter ist fort. Schon wieder. Ich stehe auf, gehe auf das Vorderdeck und tauche meine Füße ins kühle Wasser. Der Steg schwankt wie immer am frühen Morgen, wenn die Boote sich vom südlichen Teil des Sees auf den Weg zu den Schleusen machen. Ich mag es nicht, wenn sie wegfahren. Ich fühle mich dann einsam und verlassen.

Ich schaue nach rechts, wo sich Collin, der neue Nachbar, am anderen Steg über den Rumpf des Segelboots beugt, an dem er gerade baut. Mit weit ausholenden, geschmeidigen Bewegungen schleift er die Reling glatt. Fasziniert schaue ich ihm zu, bis er plötzlich aufblickt und mich anlächelt. Ich erröte und wende mich hastig ab. Es ist noch früh, und vormittags bleiben die Leute gern für sich. Es gibt ungeschriebene Gesetze hier. Ich blicke auf den See hinaus, bis ich dem Drang nicht länger widerstehen kann und mich wieder Collins Steg zuwende. Er trägt ein weißes T-Shirt mit V-Ausschnitt, das inzwischen schweißnass ist. Unter dem dünnen Baumwollstoff zeichnen sich seine Brust- und Bauchmuskeln ab. Er wischt sich die Stirn mit dem Handrücken ab. Ich schaue weg, bevor sich unsere Blicke wieder begegnen können, und bewege meine Füße im Wasser – es ist so dunkel wie ein Glas voll kobaltblauer Farbe, in die zu viel Schwarz gemischt wurde. Ich beuge mich vor und versuche wie immer, etwas unter der Wasseroberfläche zu entdecken. Aber ich sehe nur mein Spiegelbild, unscharf und verzerrt. Ich erkenne mich kaum selbst und frage mich, wie ich auf diesem Hausboot gelandet bin, so vollkommen allein.

Es war purer Zufall, dass ich Dexter kennenlernte. Wenn er sein Portfolio nicht vergessen hätte. Wenn ich nicht um Punkt halb neun am Morgen aus dem Haus gegangen wäre. Wenn die Bauarbeiter auf der Fifth Avenue die Madison Avenue nicht blockiert hätten. Wenn der Regen nicht heftiger geworden wäre. Dann hätten unsere Wege sich vielleicht niemals gekreuzt.

Am 9. März 1956 fuhr Mr. Dexter Wentworth im Taxi mitten in mein Leben. Er kurbelte das Fenster herunter und sagte: »Steigen Sie ein, Sie werden ja ganz nass. Ich nehme Sie mit, wohin Sie wollen.« Er mochte fast zwanzig Jahre älter sein als ich, und er sah umwerfend gut aus mit seinem kantigen Kinn, den wie gemeißelten Gesichtszügen und dem dichten, dunklen Haar. Er sprach mit tiefer, warmer Stimme. Ruhig und sicher, wie ein Filmstar.

»Ich will eigentlich nur in das Café um die Ecke«, sagte ich und glättete mein Haar. *Was*

würde Miss Higgins von mir denken? Es verstieß bestimmt gegen sämtliche Regeln des Mädchenpensionats, mit einem Fremden zu sprechen, ganz zu schweigen davon, zu ihm ins Taxi zu steigen. Aber es regnete in Strömen, und er hatte die Tür aufgemacht und streckte mir seine Hand hin.

»Also gut«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Im Taxi war es warm, und es roch nach Eau de Cologne und Zigarrenrauch. »Was macht denn eine hübsche junge Frau wie Sie bei diesem Wetter allein draußen?«

»Ich gehe Kaffee holen«, antwortete ich. »Für meine Lehrerin.«

Er wirkte belustigt. »Für Ihre Lehrerin?«

»Ja«, sagte ich. »Ich bin Schülerin in Miss Higgins' Lehranstalt.«

»Aha, ein Mädchenpensionat.«

Meine Wangen glühten. Sein Ton gefiel mir nicht. Aber wenn ich ehrlich war, gefiel mir die Sache mit dem Mädchenpensionat noch weniger. Meine Mutter hatte darauf bestanden. Sie hatte gesagt, es sei die einzige Chance für ein Mädchen aus dem Süden von Seattle, einen anständigen Mann zu finden. Einen *Ehemann*. Ich wollte überhaupt keinen Ehemann. Aber meine Mutter wollte, dass ich bekam, was sie nie gehabt hatte. Also ging ich in Miss Higgins' Institut.

»Ich nehme an, die heutige Lektion bestand darin, fünfzig Schritte mit einem Buch auf dem Kopf durch den Regen zu laufen?«

Ich runzelte die Stirn, als das Taxi vor Bette's Café hielt. »Danke fürs Mitnehmen«, sagte ich und wollte aussteigen.

»Hören Sie«, sagte er. »War nicht böse gemeint. Wissen Sie was? Ich lade Sie auf einen Kaffee ein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, danke, Mister ...«

»Wentworth«, sagte er. »Dexter Wentworth.«

Wieso kam mir der Name so bekannt vor?

Ich nickte und stieg aus dem Taxi.

»Warten Sie«, rief er und kurbelte das Fenster herunter. »Sie können doch nicht gehen, ohne mir Ihren Namen zu sagen.«

Ich zögerte. Was konnte es schaden? Ich würde ihn sowieso nie wiedersehen. »Penny«, sagte ich. »Penny Landry.«

»War mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Miss Landry.«

Den anderen erzählte ich nichts von meiner Begegnung mit Dexter Wentworth, aber sie erfuhren davon, als am selben Nachmittag ein Strauß Lilien geliefert wurde – prächtige rosafarbene Blumen, die einen betörenden Duft verströmten –, mit einer Karte, auf der stand: »Heute Abendessen im Olympic. Hole Sie um acht ab. Dexter.«